

Länder- und Völkerkunde.

Dreißig Jahre am Kongo. Sitten und Gebräuche der Kongoneger. Von John H. Weeks. Deutsche Bearbeitung von Anna Gräfin von Zech. gr. 8° (271) Breslau 1914. M 8.75; geb. M 10.—

Die äußeren Kulturzustände der Naturvölker sind heute schon ziemlich allseitig erforscht und bekannt. Dasselbe läßt sich nicht von ihrem geistigen Leben sagen. Reisende, die sich nur einige Wochen oder Monate bei einem Naturvolke aufhalten und seine Sprache gar nicht oder nur unvollkommen kennen, sind nicht imstande, tiefer in seine Psychologie einzudringen. Nur jahrelanger Aufenthalt bei einem Volke, tagtäglicher vertrauter Umgang mit ihm, gründliche Kenntnis der Volkssprache, sorgfältige und dauernde Beobachtung seines Charakters und seiner Gebräuche können einen tieferen Einblick in sein Seelenleben gewähren. Alle diese Bedingungen sind aber vorwiegend bei Missionären vorhanden, die schon um ihres Apostolates willen genötigt sind, sich ganz in die Anschauungen und Gewohnheiten ihrer Pflegebefohlenen hineinzuleben, und die auch am leichtesten das Vertrauen der Leute gewinnen. Deshalb sind alle ethnographischen Monographien von Missionären über die Stämme, bei denen sie lange gelebt, mit Freuden zu begrüßen. Eine solche Monographie ist die vorliegende. Weeks ist Baptisten-Missionär und hat sich als solcher 30 Jahre lang am Kongo aufgehalten, davon 8 Jahre in San Salvador (Portugiesisch-Kongo) und 14 Jahre am Oberkongo in Monsembe zwischen Zulanga und Neu-Antwerpen (Diboko). Hier wohnen die Bolofi, einer von den vielen Bangalastämmen, die uns der Missionär aus langjähriger Erfahrung beschreibt. Zwar bringt er gelegentlich auch manche Bemerkung über die Neger am untern Kongo, aber der Hauptteil seiner Ausführungen, der dem Werke den eigentlichen Wert verleiht, gilt den Bolofi.

Interessant ist, was Weeks über die Erlernung der Bolofisprache sagt. Er zeigt uns, welche Mühe das erste Erlernen einer ganz fremden Sprache oft kostet, und mit welcher Vorsicht die kurzen „Votabularien“ aufzunehmen sind, denen man in manchen Werken der Reisenden begegnet. Weeks und sein Gefährte Stapleton wollten wissen, wie „der Tisch“ in der Bolofisprache heiße, und zeigten dabei auf einen Tisch. Von den fünf bis sechs Jungen, die herumstanden, antwortete der eine: dodela, ein anderer: etanda, der dritte: bokali, der vierte: elamba, und der fünfte: meza. „Wir schrieben die verschiedenen Wörter nieder und freuten uns des Reichtums dieser Sprache, die für einen so einfachen Gegenstand fünf verschiedene Ausdrücke besaß. Doch bald sollten wir zur Erkenntnis unseres Irrtums kommen. Ein Tisch sollte herbeigebracht werden, und auf gut Glück eines der fünf Worte wählend, sagte ich: Benga bokali, ‚bringe den Tisch‘. Verständnislos starrten uns die Leute an. Wir nahmen nun die Wörter der Reihe nach durch, und erst bei dem allerletzten, meza, fanden wir das gewünschte Wort. Nun lag uns selbstverständlich daran, den Sinn der übrigen Wörter kennenzulernen, und da stellte sich heraus: dodela hieß ‚Klopfen‘, das schien dem einen der Jungen das gewünschte Wort, weil wir den Tisch mit dem Finger berührt hatten. Ein anderer hatte gemeint, wir wollten wissen, aus was der Tisch an-

gefertigt sei, und hatte uns *etanda* = Brett genannt. Wieder ein anderer hatte verstanden, es handle sich um die Decke, welche auf dem Tische lag, und hatte deshalb das Wort *elamba* beigezeichnet. Noch ein anderer hatte unsere Frage dahin ausgelegt, wir wollten die ‚Härte‘ des Tisches bezeichnen, weil dadurch das Geräusch beim Klopfen verursacht wurde. Er gab uns das Wort *bokali* an. Unser Befehl *Benga bokali* bedeutete also tatsächlich: ‚Bringt die Härte‘, und diesem Verlangen standen sie natürlich ratlos gegenüber. Der letzte der Jungen, welcher auf unsere Frage mit *meza* antwortete, wußte möglicherweise nichts anderes mehr zu sagen, und so verdankten wir vielleicht nur einem Zufall das richtige Wort“ (S. 35).

Beim Erlernen jeder Sprache durch Fragen und Antworten allein sind solche Mißverständnisse unvermeidlich, namentlich wenn der Gedankengang und die Anschauungsweise des Fragenden von denen der Gefragten so ganz verschieden sind. „Gerade weil mir dieses Hemmnis so oft entgegengetreten, bin ich etwas mißtrauisch den Reisenden gegenüber, welche nach nur kurzem Aufenthalt im Lande sich einer vollkommenen Beherrschung der Sprache rühmen und über ihre Unterredungen mit den Eingebornen berichten.“

Zu diesen Schwierigkeiten kam noch absichtliche Täuschung von seiten der Eingebornen. „Wir befanden uns schon seit mehreren Monaten in Monseme, als wir die sehr unliebsame Entdeckung machten, daß uns die Eingebornen über ihre Sprache absichtlich falsche Auskunft gaben.“ Fast wie durch Zufall kamen die Missionäre dahinter. Da sie nämlich nicht als Beamte kamen und auch keinen Handel treiben wollten, konnten sich die *Boloki* deren Aufenthalt in ihrer Mitte nicht erklären und kamen zum Schluß, diese Fremden hätten Schlimmes im Sinn, und deshalb dürfe man sie nicht die *Bolokisprache* lehren. Als die Missionäre endlich nach jahrelangen Bemühungen die Sprache vollkommen erlernt hatten, erkannten sie, „daß die Eingebornen des Kongo keineswegs ein affenartiges Rauderwelsch reden, sondern daß ihnen eine Sprache zu Gebote steht, deren Reichtum der Ausdrucksweise jeden Kenner mit Bewunderung erfüllen muß.“

Sehr eingehend schildert nun der Verfasser, was er auf Grund seiner langjährigen Erfahrung von dem Leben und Treiben der *Boloki* kennenlernte: ihre Ehesitten und Familienverhältnisse, ihre soziale Organisation, ihre Geseze und Gewohnheitsrechte, ihre Kriegsführung, Jagd und Fischfang, ihre Künste und Handwerke, ihre Gebräuche bei Krankheiten, beim Tod und Begräbnis. Wir heben nur einiges heraus, was sich auf ihre religiösen Vorstellungen bezieht.

Die *Boloki* glauben, wie alle *Kongoneger*, an ein höheres Wesen, wenn auch in etwas unbestimmter Form. Sie nennen es *Njambe* (wohl auch *Nzambi*) oder zuweilen auch *Ibanza*, ein Name, den sie wahrscheinlich dem Nachbarstamm der *Bopoto* entlehnt haben. Mit diesen Namen bezeichnen die Eingebornen ein Wesen, das mit Kraft, Reichtum und Weisheit begabt ist; es gilt ihnen als der Schöpfer der Welt und alles dessen, was in ihr ist. So vollkommen ist es in seinen Werken, daß geistig minderwertige oder verkrüppelte Menschen, mißgestaltete Tiere und Pflanzen nicht als seine Schöpfung, sondern als die eines

Halbgottes, Kombu, angesehen werden (S. 188—189). Dieses hohe Wesen in weiter Ferne kümmert sich wenig um die Erde. Njambe ist auch so gut, daß es nicht nötig ist, ihn durch Opfer oder Gebete zu versöhnen. Darum erweisen sie ihm keine Verehrung. Nur in wenigen Fällen gebrauchen sie seinen Namen. So sagen sie: awi na Njambe, „er starb durch Gott“; ein Weib in großen Nöten ruft: „Njambi, erbarme dich meiner.“

Fest glauben die Boloki an eine Geisterwelt, Longa, die irgendwo „da unten“ ist. Dort geht es zu wie in den Dörfern auf Erden. Nur ist der Unterschied: hier auf Erden kann ein Mann so mächtig sein, daß er der Strafe entgeht, in der Unterwelt aber entrinnt keiner seiner Strafe für alles, was er auf Erden Übles getan (S. 190). Fetischismus herrscht natürlich bei den Boloki wie bei allen Kongonegern.

Im übrigen verweisen wir den Leser auf das lehrreiche Buch selbst. Da kann er die Neger kennen lernen, wie sie wirklich sind. Weeks bringt viele konkrete Züge aus dem Leben der Neger, die besser als lange Erklärungen ihren Charakter und ihre Anschauungen kennzeichnen.

Nicht gefallen hat uns der Vermerk „Deutsche Bearbeitung“ auf dem Titelblatt. Es wird nirgends gesagt, worin diese „deutsche Bearbeitung“ besteht. Hat die Übersetzerin bloß einiges ausgelassen oder gekürzt, oder hat sie Änderungen am Text vorgenommen? Das ändert den Charakter des Buches und ist geeignet, seinen wissenschaftlichen Wert zu beeinträchtigen; denn der Leser will wissen, was der afrikanische Missionär, nicht aber, was die deutsche Übersetzerin von den Kongonegern zu sagen hat. Ferner sind die Darlegungen nicht genügend sachlich geordnet. Zwar begegnen wir Kapiteln mit den Überschriften „Heirat“, „Tod und Begräbnis“, „Religiöse Vorstellungen“ usw., aber es wäre irrig, zu meinen, in diesen Kapiteln sei alles zusammengestellt, was sich auf die genannten Gegenstände bezieht. Man begegnet ihnen wiederholt auch in andern Kapiteln. Das erschwert den Gebrauch des sonst trefflichen Buches und hat manche unnütze Wiederholung zur notwendigen Folge. — Endlich sei noch bemerkt, daß Weeks die großen Mißstände, die zweifelsohne am Anfang unter der Herrschaft des Kongofreistaates vorgekommen sind, zu sehr verallgemeinert. Er stützt sich auch nur auf englische Zeugnisse, und diese sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Dem Feldzug, den eine gewisse englische Presse gegen den Kongofreistaat unternahm, lagen nicht sowohl ideale als vielmehr politische und wirtschaftliche Interessen zugrunde, und die Grenzen der Wahrheit wurden von ihr nicht immer genau beobachtet.

Viktor Cathrein S. J.

Aus goldenen Tagen. Wanderungen in Österreich. Von Prof. Dr. F. Zischofke. Verlag von Rascher & Co. in Zürich, 1916. 221 Seiten mit 26 Illustrationen. Fr 5.35

In den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ behandelt im ersten Aufsatz des laufenden Jahrgangs Herr Dr. O. Mayr (München) „neue Reiseziele“ und mahnt: „Kein guter Deutscher darf in den nächsten Jahren nach dem Kriege in die Länder unserer Feinde reisen.“ Zunächst ist hierbei an Italien gedacht und als Ersatz dafür auch auf den Südosten der österreichisch-